№ 26. Erster Jahrgang. 1840.



Redakteur: Reymann. (Glatz, den 27. Juni.) Druck bei J. Jungfer.

An X, den Verächter der Poesie.

Wer möchte sich an Schattenbildern weiden
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trügerischem Besitz die Hoffnung hintergeh'n?
Entblößt muß ich die Wahrheit seh'n.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freien Geist, den der erhabne Fluch
Ins gränzenlose Reich der Möglichkeiten trug
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden,
Er lernt sich selber überwinden,
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das Furchtbare der Noth
Nur desto unterwürf'ger finden;
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut
Wie trägt er die Nothwendigkeit?
So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte
Verwerfend hin auf Alles was nur scheint.
Erschreckt von deinem ersten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar
Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwester Göttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leyer
Und Hermes seinen Wunderstab;
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von den Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

G. E. N.

Ein Lustspiel.

In einer jener schönen Sommernächte, wo die Kühle nach des Tages Staub und Hitze so wohlthätig erfrischt, ritt der Baron von Vigneux, von einem Bedienten gefolgt, über einen Theil des Faubourg Saint Gemain und eilte durch die Barriere d'Enfer aus Paris fort. Der Baron war ein Mann von noch nicht ganz acht und dreißig Jahren, der sich noch eine jugendliche Kraft und jugendliche Le-

benslust zu bewahren gewußt hatte. Er war seit längerer Zeit Wittwer und im Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens. Seine Frau hatte ihm einen einzigen Sohn geschenkt, und die Zukunft dieses Sohnes, der jetzt achtzehn Jahr alt war, beschäftigte ihn sehr. Was sollte Alfred werden? welche Stellung sollte er in der Welt einnehmen? Freilich war der junge Mann reich genug, um glänzend leben zu können, aber mit achtzehn Jahren muß man, und gebietet man über Millionen, eine Laufbahn, eine Wirksamkeit vor sich sehen. Sollte er ihn nach St. Cyr oder auf die Rechtsschule schicken, ihn Unterlieutenant oder Advokat werden lassen? Sollte Alfred einst die Achselbänder der Adjutanten der Prinzen tragen oder seinen Platz unter den Deputirten des Landes einnehmen? Darüber mußte jetzt bald ein Entschluß gefaßt werden. Der Baron selbst hatte sich schon zu zwanzig Jahren verheirathet, obgleich er aber beim Tode seiner Frau sagen konnte, wie Ludwig XIV. beim Tode der Königin: es ist der erste Kummer, den sie mir gemacht, so war er doch entschlossen, seinen Sohn erst so spät als möglich zu verheirathen. Er erforschte seines Sohnes Neigungen genau, und hatte beschlossen, sich der Wahl des Standes, die Alfred treffen wollte, nicht zu widersetzen, wenn er sich nur überhaupt mit Ernst und Liebe einer Laufbahn zuzuwenden geneigt war.

An jenem Tage nun war er grade in Alfreds Zimmer gekommen, und hatte in seines Sohnes Abwesenheit, ohne alle Scrupel in dessen Papieren gestöbert und seinen Schreibtisch durchsucht. In solchem Falle findet jeder Vater allerlei, was ein kluger Mann nicht sieht, Manches kommt ihm aber auch unter die Hände, was ihm nützliche Winke über des Herrn Sohnes Treiben giebt. So öffnete Herr von Vigneux ein Album, und fand darin einen Brief, der so lautete:

„Theuerster Freund! Um Mitternacht in dem kleinen grünen Saale — wenn Du mich liebst, komm keine Minute früher, keine Minute später, daß meine Mutter nichts bemerkt. Die Deine auf ewig
Clementine."

Ei, ei, rief der Vater, ein Rendezvous um Mitternacht, wenn die Mutter eben eingeschlafen ist — Aber das ist abscheulich — ein junges Mädchen so tief gesunken — mein armer Sohn ist verloren. — Und seine lebhafte Fantasie malte ihm alle Folgen einer Verführung, eine gekränkte Familie, die für ihre verletzte Ehre die einzig mögliche Entschädigung — eine Heirath fordert; er sah schon einen ganzen Schwarm von Brüdern, Onkeln, Vettern den Degen wider Alfred zücken, und den Eintritt seines Sohnes, um sich etwas auf die Lauer zu legen. Sein erster Gang war in den Stall, dort sah er einen Jockei, der einen schönen Rappen, das Lieblingspferd Alfreds, putzte. Da werden schon Anstalten zum nächtlichen Ritte getroffen, sagte er sich. Er rief den Bedienten herbei: höre Jean, ich will Dich um Einiges fragen, antworte ehrlich, oder ich jage Dich fort, und zwar auf der Stelle. Hast Du mich verstanden?

Ja, gnädigster Herr, antwortete der Jockei und ließ seine Bürste fallen.

Mein Sohn reitet alle Tage aus, und Du reitest immer mit ihm.

Ja, gnädiger Herr.

Wohin reitet Ihr?

Immer an denselben Ort, Herr.

Schön, aber an welchen Ort?

Ach, gnädiger Herr, ich —

Ich — ich jage Dich auf der Stelle fort, wenn Du nicht antwortest.

Gnädiger Herr, wir reisen nach Sceaux.

Nach Sceaux selbst?

Nein, rechts vom Wege ab nach einem kleinen Hause, das grüne Fensterläden hat.

Und in diesem Hause wohnen?

Ein alter Gärtner, dann eine Kammerfrau und eine Köchin.

Ich jage Dich fort, wenn Du mir nicht sagst, was ich wissen will.

Gnädiger Herr, es wohnt auch eine Dame mit ihrer Tochter da.

Die Tochter heißt Clementine. Du siehst, ich weiß Alles, sagte der Baron, und fragt dann weiter: Wie alt ist die Tochter?

Ach, gnädiger Herr, sie ist ein Kind von höchstens fünfzehn Jahren.

Schön?

Herr Alfred sagt, sie sei schön, und ich glaube es auch, denn fünfzehn Jahre, schwarzes Haar, ein frischer Teint, da müßt' es schlimm sein, wenn —

Schon recht. Mein Sohn hat Dir befohlen, diesen Abend um 11 Uhr die Pferde bereit zu halten, er will nach Sceaux reiten.

Ja, gnädiger Herr.

Seyd Ihr schon oft zu so später Stunde dort gewesen?

Niemals, gnädiger Herr, heute hat mir Herr Alfred zum ersten Male befohlen, noch so spät zu satteln.

Herr von Vigneux nahm seine Maaßregeln wie ein vorsichtiger Feldherr; einer seiner Freunde mußte sich Alfreds Punkt 8 Uhr Abends versichern, und bürgte dem Vater für ihn bis um 8 Uhr Morgens. Er selbst bestieg um 11 Uhr Alfreds gesattelten Rappen und trabte nach Sceaux. Einige Minuten vor zwölf war er dort und da zeigte ihm Jean, der hinter ihm ritt, ein Landhaus, dessen weiße Mauern durch die Nacht schimmerten.

Hier ist das Haus, gnädiger Herr.

Die Thür wird offen sein, ist ein Hund da?

Nein, Niemand wohnt sonst im Hause als ein alter Gärtner, der sich regelmäßig jeden Abend betrinkt, und der jetzt schon lange schnarcht; dann sind noch ein paar Frauen da, die auch schon längst in den Federn sein werden.

Noch eins, wie heißt denn die Mutter der Mademoiselle Clementine?

Madame Gerard.

Ist Madame Gerard reich?

Der gnädige Herr wird wohl einsehen, daß Damen, die in einem kleinen Hause wohnen, und nicht Kutscher und Pferde haben, nicht reich sein können, doch scheinen sie sehr wohlhabend zu sein.

Der Baron sprang vom Pferde, warf Jean die Zügel zu und ging behutsam aber raschen Schrittes auf das Haus zu, dessen Thür, wie er sich gleich gedacht hatte, nicht verschlossen war. Durch einen kleinen Vorplatz eilte er in den grünen Saal. Der Mond schien nicht, aber funkelnde Sterne erhellten die Nacht so, daß, um mit dem englischen Dichter zu reden, die Dunkelheit sichtbar war und der besorgte Vater eine weiße Gestalt unterscheiden konnte, die auf einer Gartenbank saß; er trat auf sie zu und redete sie, damit sie keinen Augenblick in Zweifel bleibe, daß er um seines Sohnes und ihr Geheimniß wisse, gleich mit den Worten an: „Mademoiselle, ich bin nicht Alfred, den Sie erwarten, ich bin sein Vater, der Baron von Vigneux; erschrecken Sie nicht darüber, mein Kind, Sie sind deshalb nicht verrathen; eine sehr natürliche Sorgsamkeit läßt mich den Handlungen meines Sohnes mit spähendem Auge folgen und seine Schritte überwachen; ich habe sein Geheimniß entdeckt und erfahren, daß er so glücklich war, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen und auch das Rendezvous dieser Nacht ist nicht mehr Herr seiner Zeit und statt seiner bin ich hier.“

Die Dame, an die sich Herr von Vigneux mit diesen Worten wandte, stand von ihrer Bank auf, wich einen Schritt zurück und schien endlich ganz bestürzt, bitterlich zu weinen.

Weinen Sie nicht so, Mademoiselle, tröstete sie der Baron und trat näher auf sie zu, Ihr Geheimniß, wenn Sie ein Geheimniß haben, ist in guten Händen. Können Sie denn nicht meinem Sohne diese Zusammenkunft bewilligt haben, um ihm zu sagen, daß die Art, wie er sich Ihnen genähert hat, unschicklich sei, daß, wenn man so glücklich gewesen ist, mit einem so liebenswürdigen Mädchen, wie Sie ein Verhältniß angeknüpft zu haben, man es muthig am hellen Tage fortsetzen, und ernstlich fortsetzen, und es den Aeltern entdecken muß. Ich meines Theils, ich denke mir, das etwa würden Sie ihm gesagt haben, wenn er jetzt zu Ihren Füßen läge, und wenn ich jetzt statt seiner gekommen bin, so geschah es, entschuldigen Sie gütigst den Antheil, den ich an Ihnen nehme, um Ihnen zu sagen, daß dieses Rendezvous bei so später Zeit, wie ehrenwerth auch die Gründe seien, die Sie veranlaßten, es zu bewilligen, doch Gefahren hatte; wahrlich, Mademoiselle, wenn jetzt an diesem entlegenen einsamen Ort mein Sohn zu Ihren Füßen läge, so wäre das gefährlich für ihn und vielleicht für Sie; trauen Sie darin meiner Erfahrung und nehmen Sie meinen Rath an.

Zunächst soll sich ein junges Mädchen so wenig als möglich von der Mutter entfernen, noch weniger aber einen so entscheidenden Schritt, wie Sie ihn jetzt gewagt haben, ohne ihr Wissen thun. Mein Sohn ist voll Ehrgefühl, ich verbürge mich für seine redliche Denkart und seine ehrlichen Absichten; aber er ist noch ein Kind, er kann nicht ohne meine Einwilligung über seine Zukunft verfügen, und ich gestehe Ihnen, ich bin sehr weit entfernt, ihm schon jetzt zu gestatten, daß er sich verheirathe. Hören Sie mich wohl an, Mademoiselle, und erlauben Sie mir jetzt auch, ein wenig für mich selbst zu reden, einen Schritt zu entschuldigen, der vielleicht kühn erscheint, den aber einige Worte Ihnen hoffentlich als passend und schicklich erscheinen lassen werden. Ich kenne Sie nicht, ich weis kaum ihren Namen, Ihre Stellung in der Welt, die Verhältnisse Ihrer Mutter

sind mir unbekannt, und so kann das, was ich Ihnen sagen muß, nichts Beleidigendes für Sie haben. — Ich werde meinem Sohne in den ersten 10 Jahren meine Erlaubniß zu einer Verheirathung nicht geben. Sie sehen nun wohl, welcher Gefahr Sie sich aussetzen! —

Herr von Vigneux war liebenswürdig und noch jugendlich, seine Art sich auszudrücken, hatte etwas Geschmeidiges, das wieder milderte, was hier in seiner Anwesenheit Hartes, in dem was er so eben gesagt hatte, Peinliches lag; er wußte, nachdem er sich klar über die Unmündigkeit seines Sohnes ausgesprochen hatte, bald das Gespräch auf den eigentlichen Zweck seines Kommens abzulenken, und zeigte sich bald, indem er, wie er sagte, sich der glücklichen Stunde erfreute, die einem Andern bestimmt gewesen war, und die er nicht verdient hatte, als feinen und im Umgange mit Damen wohlerfahrenen Mann. Nach und nach gewöhnte sich die junge Geliebte seines Sohnes allmälig an seine Gegenwart. Herr von Vigneux wollte den unangenehmen Eindruck verwischen, den er anfangs auf sie gemacht haben mußte, und das schien ihm auch zu gelingen. Zuerst drehte sich das Gespräch um allgemeine Gegenstände, dann war von den Gefühlen die Rede, welche ein feiner Sinn die Welt nicht errathen zu lassen liebt; Ansichten, Urtheile wurden ausgetauscht, und es fand sich zwischen den beiden eine Gleichheit der Anschauung und des Urtheils; Herr von Vigneux grollte bald mit sich, daß er erst jetzt und so zufällig eine so anziehende und geistvolle junge Dame kennen lernte, deren klare, richtige Antworten, deren feiner Sinn den angenehmsten Eindruck auf ihn hervorbrachten; unmerklich fühlte er sich neben ihr verjüngt und bewunderte halb neidisch das Glück seines Sohnes, der gewiß den ganzen Werth der jungen Dame, deren Liebe ihm geworden war, nicht zu würdigen wußte.

Endlich drängte die Zeit und Herr von Vigneux mußte die jugendliche Zauberin verlassen; zuvor erbat er sich aber noch die Erlaubniß, sich ihrer Mutter am folgenden Tage vorstellen zu dürfen. Ach nein, noch nicht, wir müßten ihr unser Geplauder von dieser Nacht gestehen; ich bitte Sie um eine kurze Frist, damit ich einen schicklichen Vorwand ersinnen kann, Sie mit ihr bekannt zu machen.

Sie kamen also überein, erst nach einer Woche oder nach vierzehn Tagen solle Herr von Vigneux unter den Auspicien seines Sohnes bei Madam Gerard seinen Besuch machen. Als er wieder zu Pferde und auf dem Rückwege nach Paris war, den er in viel langsameren Schritt zurücklegte, als er ihn zuvor geritten war, gab er sich selbst Rechenschaft von seiner Unterhaltung und mußte sich fragen, ob das junge Mädchen nicht schon einen zu bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht habe. War er doch fast schon zum Nebenbuhler seines Sohnes geworden; ob Clementine Alfred wohl wirklich liebte? Er verneinte es bald; er glaubte, viele zarte Worte in ihrem Gespräche auf sich beziehen zu dürfen. War Alfred wirklich schon in dem Alter echter Leidenschaft, jener Leidenschaft, an der Glück oder Unglück des ganzen Lebens hängt? Nein, er war noch ein Schüler, ein junger Mensch, der eben die Brücke des Collegiums verlassen hatte, der alle Frauen liebte, wie ein Kind, das stets nach Neuem greift; das erste Kammermädchen konnte ihn Clementine Gerard vergessen lassen, und diese schien den jungen Menschen ganz zu durchschauen.

Wie er sich lange solchen Betrachtungen hingegeben hatte, hielt er plötzlich sein Pferd an und wandte sich an seinen Bedienten: Jean, hast Du diese Demoiselle Clementine wohl genau gesehen?

Ja, gnädiger Herr, wir waren in Sceaux mehrere Male zum Mittagessen eingeladen.

Ist sie schön?

Ja, gnädiger Herr, sehr schön.

Sonderbar, fuhr der Baron in seinem Selbstgespräche fort, wie dieses Mädchen mich beschäftigt und aufregt, und ich kenne ihre Züge nicht einmal.

(Fortsetzung folgt.)

Amare non amarum.

Hört's Einer jetzt zum ersten Mal,
Quam bellae sint puellae,
So singen wir es noch einmal:
Puellae quam sunt bellae!
Sie leuchten in das Herz hinein
So lieblich wie der Sonnenschein
Et sicut noctis stellae.

Wir trinken darum froh bewegt
Tot millia guttarum,
Weil unser Herz in jeden legt
Salutem amatarum;
Wir sprechen bis zum letzten Hauch:
Süß ist der Wein, doch scheint mir auch
Amare non amarum.

Miscellen.

(Beschluß.)

Wer hätte Ernst's wunderbaren, so überaus populär gewordenen „Carneval in Venedig" gehört, und möchte sich nicht freudig der Ueberzeugung hingeben, daß seine Ueberwältigung aller technischen Hemmungen, Hindernisse, Schwierigkeiten u. s. w. fast noch mehr als ungeheuer zu nennen sei? Wer hätte gegentheilig wieder die bald sanft und weich, bald wild und schwärmerisch klagenden Weisen seiner „Elegie" vernommen, und könnte es Ernsten absprechen, daß der Bogen in seiner Hand Wunder wirke, wie der Stab des Moses, daß er eine unbeschreibliche Mischung von Wehmuth und Lust einziehen mache in die Herzen seiner Zuhörer, daß er auf das Herz überhaupt wirke, wie nur wenige der gefeiertsten Tonkünstler?

Die genannten zwei Tonstücke: „Der Carneval in Venedig" sowohl, als die „Elegie" bilden den Nord- und Südpol des Ernst'schen Spieles, die Marken seiner Genialität, die sich zwischen ihnen in den unendlichsten Kreisen herum bewegt. Wie jauchzte, wie jubelte man bei jeder Wiederholung dieser Piecen. Wie tönte es immer von betäubenden Bravos, von mit Acclamation dargebrachten lärmenden Beifallsbezeigungen, wenn sie erklangen. Wie unwiderstehlich ließ Ernst in seinem jedesmaligen Auditorium bald die ausgelassenste italienische Maskenlust auftauchen, bald die tief verborgensten Gefühlsperlen seinen schönen Hörerinnen unaufhaltsam ins Auge treten. Der Eindruck, den das eine wie das andre Tonstück immer hervorbrachte, läßt sich kaum genügend mit den Worten: „außerordentlich," „ungeheuer," oder „enorm" bezeichnen. Dieses Factum ist um so wichtiger, wenn man bedenkt, daß Ernst — zu seinem wahren Ruhme sey's gesagt — nur als Virtuos, nicht aber als Charlatan zu wirken versteht, der der leichtgläubigen, leicht erregbaren Menge mit Aeußerlichkeiten Sand in die Augen streut, und den wahren, wurmstichigen Kern seines Künstlerthums damit zu überkleistern sucht? Ernst ist der Inbegriff der liebenswürdigsten Bescheidenheit. Ernst ist Genie durch und durch, scheint es aber selbst am wenigsten zu ahnen. Jene überrheinische Arroganz, jene Anmaßung, die leider wie ein schadhafter Krebs jetzt in der artistischen Welt herum wuchert, und allenthalben sich abmüht, falsche Münze in den Cours zu bringen, ist Niemanden fremder als ihm. Anspruchsloser als Ernst kann nicht leicht Jemand sein — und doch — welche Chimborassohöhe nimmt er als Künstler ein! Nur seiner Kunst scheint sein Seyn gewidmet, nur ihr scheint er in heiliger Begeisterung anzuhängen, nur in ihr, wie jedes echte Künstlergemüth, das Glück und die Freude seines Lebens zu finden!

Außer dem Carneval in Venedig und seiner Elegie enthusiasmirte Ernst noch insbesondere durch Paganinis Preghiera auf der G-Saite. Nur ein Ernst dürfte es wagen, dieses musikalische Capriccio seinem Schöpfer nachzuspielen. Nur ein Ernst durfte dabei von der Furcht frei sein, er würde sich nicht selbstständig behaupten, sondern als bloßer Nachahmer dastehen.

Besonderes Furore erregten auch seine Fest-Variationen über ein holländisches Thema. Sie sind ein so brillantes Concertstück, wie nur irgend eines, und merkwürdig darum, weil sie Ernst in Amsterdam erst die Nacht vor einem großen Concerte geschrieben hat.

Die übrigen Piecen, mit denen Ernst uns noch erfreute, alle ausführlich zu nennen, dürfte überflüssig sein. Sie waren ja alle des großen Meisters gleich würdig, wurden alle gleich unnachahmlich vorgetragen, und halfen vereint dem Virtuosen alle Stimmen zu einer Zeit gewinnen, wo sich die Residenz, mit ihren, an andern überschwenglich verschwendeten Beifallsbezeigungen, bereits total schien erschöpft zu haben.

Ernst hat die allgemeine Stimme sich allgewaltig wie ein musikalischer Napoleon erobert; da aber diese so sehr an ihn hängt, und so sehr sein Hierbleiben begehrt, so dürfte er sich wohl noch ein paar Mal entschließen, vor das entzückte Publikum hinzutreten.

Liszt ist am 8. Mai d. J. bei einem Conzerte zu London mit ungeheurem Applaus aufgetreten. Der Bericht lautet also: Die Herren Taubime und Parry haben kürzlich ein Conzert veranstaltet, und es verdient mit Recht das Schönste dieser Saison genannt zu werden, da es dem englischen Publikum die Gelegenheit darbot, den gefeierten ungarischen Pianofortespieler Liszt, welcher so lange die Wonne der Pariser war, in unserer Mitte zu sehen. Liszt ist unstreitig der caprizioseste, excentrischeste und wunderbarste Spieler auf diesem Instrumente — kurz, er ist der Paganini des Pianoforte. Es war uns seltsam zu Muthe, ihn zu hören, und wir bedürfen fast einer ungewöhnlichen Sprache, um Alles zu schildern, was er ist, und was er ausrichtet. Man wird natürlich die Frage stellen, ob er Thalberg gleiche? Es ist unmöglich einen Vergleich anzustellen. Thalberg taucht sich in die untersten Quellen des Gefühls, oder erhebt sich zu dem Gipfel der Erhabenheit." Liszt reißt mit dem glänzenden Schlage seines Fittigs hin, und leuchtet uns von Impuls zu Impuls, und von Gedanken zu Gedanken, zu einem wahrhaften Gewirre geistiger Wunder. Er koset nicht — er nimmt sich kaum Zeit, lieblich zu spielen — er schwirrt leicht über die schwachen Saiten des Herzens dahin — aber er tritt auf einmal der Fantasie entgegen, stürmt das Gehirn, diese Stätte des Genius, und scheint selbst der Seele Funken entreissen zu wollen. Jean fühlt sich fast schmerzlich ergriffen von dem Gedanken, daß solche von ihm hervorgebrachte Wirkungen blos einem körperlichen Mechanismus zu verdanken sind; es verschwindet das Romantische darin eben so, wie wenn ein Liebesbrief durch die Eisenbahn statt durch einen silberbeschwingten Cupido abgesendet wird. Wir können aber von der Inspiration Liszts durchaus nicht reden, ohne der Ausführung, mit welcher sie unzertrennlich verschmolzen

scheint, zu erwähnen. Seine mechanische Gewalt ist das Anmuthigste, Leichteste und Staunenswertheste, was wir je gesehen, oder geträumt haben. Das Instrument gehorcht ihm, als erkenne es seine natürliche Gewalt, und bald erweckte er den Donner, und bald spricht er sanft durch dasselbe wie zu einem kleinen Kinde; horcht man in einiger Entfernung mit einem musikalischen Ohre zu, so staunt man, wie zwei Hände allein eine solche Unzahl von Noten durchgreifen können; erblickt und verfolgt man seine Betastung, so muß man glauben, seine Hände seien in doppelter Anzahl vorhanden. Seine Schnelligkeit täuscht wirklich das Auge, und seine Finger scheinen immer zu schweben, doch stets nur so, daß sie auf keine unrechte Note je fallen können. Seine erste Nummer war eine große Fantasie, betitelt: Reminiscenz an die Puritaner. Die erste Bewegung äußerte sich bei dem: „A teo cara“ die zweite bei „Son vergine vezzosa,“ beides uns aus dem Munde Rutinis und der Grisi bekannt. Wir erinnerten uns daran, ja, aber mit welchem Gedächtnisse wurden wir von Liszt erinnert! Wie großartig und mit welcher Glut führte er uns durch den Geist, die Macht und die Energie seiner ersten Conzeptionen, und setzte uns dann durch seine Polonaise in Bewegung, als hätte er uns beim Sonnenschein tanzen lassen wollen, nachdem er mit dem Donner gespielt! Hier vernahmen wir auch die poetische Bemerkung, daß es schiene, als führte er uns von einem schauerlichen Walde in einen kunstgepflegten Garten. In dem zweiten Theile trug er „einen großen ungarischen Marsch“ mit so vieler Kraft, und solchem Contraste vor, daß er alle Zuhörer in Staunen versetzte. Hier erhob sich bald ein Brausen, bald ein Wispeln; dann ward das eben ausgespielte Thema aufs Neue und Schönste durchgenommen, und zeigte sich durch Anmuth sowohl als durch Großartigkeit eben so beredt. Das Entzücken der Zuhörer drang hier auf Wiederholung; anstatt jedoch den Marsch zu wiederholen, gab er seinen berühmten „Galop“ welchen das Maß des Staunens erfüllt, und den Saal elektrisch durchzuckte, zum Besten. Eine große Zahl der ausgezeichneten Künstler und Pianisten bildete einen Reigen um das Clavier; wir sahen Moscheles, Benedict, welcher dirigirte, Mad. Dulcken, die Herren Anderson und Kaillmarke im Saale, und mehr als einmal vernahmen wir die Bemerkung, daß man nach ihm das Clavier schließen müsse. Jedermann war wirklich dabei entzückt, und man bemerkte mit Vergnügen, mit welchem innigen und uneifersüchtigen Gefühle alte Meister zu den wundervollen Wirkungen, den Originalitäten und der Neuheit der Ausführung applaudirten, die Liszt seinem folgsamen Instrumente insgesammt zu entlocken wußte.

(Ein industrieuser Schneider.) In B. macht ein Schneider, Namens Jean Brand, Nachstehendes bekannt. Um dem vielseitig gehegten Wunsche nach zu kommen, und meinem Unternehmen einen schnellen Fortgang zu verschaffen, füge ich noch zu dem jährlichen Abonnement von 50 Thalern, wofür ich jeden Monat einen Anzug liefere, alle zwei Monate einen Gesellschafts-Anzug, bestehend in Leibrock, Beinkleid und Weste hiezu. Nachträglich bemerke ich noch, um alle Zweifel über die Anfertigung eines Rockes aus 2 ½ bis 2 ¾ Ellen zu heben, daß ich, wenn der Herr klein ist, sogar einen Rock, regelrecht und nicht gestückt, aus 2 ¼ Ellen anfertige, und kann ich dies aus dem Grunde, weil ich mit einem geringen Nutzen zufrieden bin, und meine Bedürfnisse nicht so hoch gestellt habe.

(Heilung der Kurzsichtigkeit.) Aus Göttingen (15. April) wird berichtet: „Seit einigen Wochen ist die von Professor Berthold entdeckte Methode, mittelst eines Apparats, welchen er Myopodiorthoticon nennt, die Kurzsichtigkeit zu heilen, der allgemeinste Gegenstand der Unterhaltung in unsern gebildetern Zirkeln. Man ist auf die Veröffentlichung dieser Methode, welche bereits der hiesigen königlichen Societät der Wissenschaften mitgetheilt sein soll, aus entgegengesetzten Gesichtspunkten sehr gespannt. Sollte übrigens diese Methode sich als zweckmäßig beweisen, so möchte sie wohl als eine der größten medizinischen Entdeckungen unseres Jahrhunderts betrachtet werden dürfen.“

(Ein theurer Frack.) Zur Zeit, da Brummel, der König der englischen Fashion und Kamerad des Prinzen von Wales, seine Kleider von Paris bezog, bekam man den herrlichsten Frack für 60 Franks. Derselbe Frack, der vor 10 Jahren 100 Franks kostete, wird jetzt den großen Meistern in der Schneiderzunft mit 150 Franks bezahlt; kurz, der Frack schlägt regelmäßig jährlich um 5 Franks auf.

Ein neuer Deputirter hatte zu Hause einen eleganten Freund, der zu einer Zeit, als der Frack noch viel wohlfeiler war als jezt, einen ganz frischen Anzug aus Paris mitgebracht hatte. Dieser sagte ihm vor der Abreise: In Paris macht das Kleid den Mann. Du sprichst bei den Ministern vor, Du kommst in ihre Logen in der Oper, wenn Du anders gut stimmst: ein regelrechter Frack darf Dir dabei nicht fehlen, ist Dein Frack gut conditionirt, so verweilt das Auge des Gouvernements mit Wohlgefallen auf Dir, und der Gedanke liegt ganz nah, wie gut sich ein rothes Band im Knopfloch des hübschen Fracks ausnehmen würde. Ich gebe Dir ein Paar Worte an meinen Schneider, den ersten in der Hauptstadt. Dieser Weisung zu Folge läßt sich dann der Honorable beim Schneider seines Freundes das Maaß nehmen und fragt: Wie hoch kommt mir der Frack? — 150 Franks. — Was? 100 Thaler für einen einfachen blauen Frack? Ei, da geht wohl etwas ab. — Wir handeln nie, antwortete der Schneider, vornehm lächelnd, treten Sie gefälligst in unser Büreau, und lassen Sie Sich die Bücher zeigen. — Bei uns, meinte der Quinze-avril bekommt man einen ganzen Anzug für 80 Franks; freilich kaufe

ich das Tuch selber. — Machen Sie mir den Frack, wenn ich das Tuch dazu gebe, so daß ich nur das Macherlohn zu bezahlen habe? — Wie es Ihnen gefällig ist, schicken Sie nur Ihr Tuch. Der Deputirte kaufte für 75 Franks blaues Tuch, schickte es dem Schneider, und dieser bringt ihm drei Tage darauf selbst einen wundervollen Frack.

Wie viel bin ich Ihnen denn schuldig? Wie gesagt, 150 Franks. Ja, aber Sie wissen wohl nicht mehr, daß ich das Tuch dazu gegeben? Das Tuch! was liegt am Tuch! wenn ich einen Frack construire, so ist der Zeug völlig Nebensach gegen die Facon, die Ausführung. Ich schlage das Macherlohn zu 150 Franks an, und gebe das Tuch drein.

(Das Essen und Trinken auf dem Theater.) So wie auf dem Theater Alles Illusion ist, so ist es auch das Essen und Trinken. Die Schauspieler essen nicht und trinken; sie thun nur so, als ob sie äßen und tränken. Auf der Bühne ist, wie gesagt, Alles nur Täuschung und Illusion: die Gaderobe, der Schmuck, die Decoration, die blühende Wange, der üppige Körper und — auch das Essen und Trinken.

Trinkt der Schauspieler aus einem Gefäß, aus einem undurchsichtigen Materiale gefertigt, so ist das Gefäß und das Trinken blos ein leerer Wahn; soll er Wein aus einem Glase trinken, so wird ein Gerstensaft „blaß wie Louise" zu dieser Würde erhoben, und man möchte ob solchem Wein wahrlich weinen; statt Pasteten und Braten muß er trocknes Brod hinunter würgen.

Ja, spurlos geht des Mimen Kunst vorüber, sagt der große Dichter, und spurlos geht auch des Mimen Essen und Trinken vorüber, sagt ein kleiner Dichter.

Würde auf vielen Theatern besser gegessen und getrunken, stünde es auch um die Kunst besser; denn wie kann man an einem Orte, wo selten und dann nur schlecht gegessen wird, Genuß oder Geschmack erwarten?

Das schlechte Essen verdirbt den Geist wie den Körper; darum sollten unsere Schauspieler, um nicht geistlos zu bleiben, Wein trinken, und um nicht leer zu bleiben, auch zuweilen einige gute Kost zu sich nehmen.

Daß den Schauspielern der Appetit vergeht, glaube ich nicht, denn sie sitzen ja nicht im Parterre, oder sollte ihnen dieser Aufsatz den Appetit benehmen? Dann ist mein Zweck erreicht, dann haben sie schon etwas im Magen und zwar einen unverdaulichen Ichneumon.

(Absendung des Malers Scheffer.) Unter den verschiedenen Individuen, welche die zur Abholung der sterblichen Ueberreste Napoleons nach St. Helena bestimmte Fregatte mitnehmen soll, bezeichnet man den berühmten französischen Maler Scheffer, welchem die Aufgabe gestellt ward, den Moment zu reprodiciren, in welchem der aus dem Grabe gezogene Sarg des ehemaligen Kaisers den französischen Abgeordneten, den Prinzen von Joinville an der Spitze, von dem Inselgouverneur, Hrn. Middlemore, übergeben wird. Man behauptet, einige Pariser Kunsthändler hätten Hrn. Scheffer für die erste Skizze seiner hierauf bezüglichen Zeichnung einen Betrag von 100,000 Frank's anbieten lassen.

Die Methode des Herrn Professor Berthold in Göttingen, zur Heilung der Kurzsichtigkeit vermittelst seines Myopodiorthotikon, geht von dem einfachen Prinzip aus, daß die Sehkraft, wie eine jede auf Willkür beruhende Bewegung, durch Uebung gestärkt werden könne. Die Uebung durch welche das Auge gekräftiget wird, ist hier das Lesen, und der Apparat besteht, dem Wesentlichen nach, in einer Einrichtung welche die Augen eines Patienten zunächst in der für sie bequemsten Sehweite fixirt, und diese Entfernung sodann allmählig, durch Drehung einer Schraubenmutter vergrößert. Ein Mann von 26 Jahren soll nach noch nicht vier Monaten durch den Gebrauch des Instrumentes dahin gelangt sein, ein Buch aus einer Entfernung von 11 ½ Zoll bequem zu lesen, das er vorher kaum aus einer Entfernung von 5 Zoll lesen konnte. Herr Berthold hat seine Methode bereits am 6. April d. h. ohne auf eine Daguerresche Belohnung Anspruch zu machen, der Göttinger Sozietät der Wissenschaften mitgetheilt.

Jemand sprach von dem zähen Leben der Schildkröten und äußert, daß er eine gesehen, welcher der Kopf abgehauen worden, und die noch 6 Wochen hernach die Kinnladen bewegte. Da dies die Gesellschaft zu bezweifeln schien, so sagte er: ich sah es, und glaube, daß Niemand von Ihnen an meinen Worten zweifelt. Sodann wandte er sich an einen Professor, und fragte ihn, was er dächte? dieser antwortete, es wäre dies sehr merkwürdig, und fragte den Erzähler: Herr, wenn sie die Sache nicht selbst gesehen hätten, könnten Sie's glauben? In der That, erwiederte der Erzähler, ich könnte es nicht glauben; dann, entgegnete der Professor, werden Sie mich entschuldigen, wenn ich es auch nicht glaube.

Merkwürdiger Brief eines Kaufmannes aus Neu-York.

Liebe Frau in Hamburg!

Ja, ja, guck nur; ich bin wirklich in Amerika angekommen. Glücklich gesund — o das Dampfbot! Es geht nichts darüber! die Seekrankheit hatte ich mir in den ersten drei Tagen abgewöhnt. Man darf nur nicht daran denken. Wie es in Amerika aussieht? o das Amerika — es geht nichts darüber! Ich bin erst 24 Stunden hier, und kann Dir nur wenig über diesen Welttheil schreiben. Aber die Menschen! Herr Jacquimin, Hotelbesitzer, zur großen Weltschlacht" — o es geht nichts über die Weltschlacht! —

Glasperlen, alles weg! rothes Torlener Leder viel Absatz! Lederlohe wohlfeil. Ich bewege mich in Büffelhäuten, und ich hoffe gute Geschäfte zu machen. O es geht nichts über die Büffelhäute und die Geschäfte! Bier — amerikanisches? schlecht. Rheinwein amerikanischer wie bei uns, aber verwettert theuer. Machts nichts, Eva! Ich darf ihn trinken; ich trinke ihn wie in Hamburg — die Büffelheute müssen es wieder bringen; o — es geht nichts über Hamburg! Was macht Fritze? Sehnt er sich nach dem Vater? putze ihm doch die Nase; ich in Amerika kann es nicht. Lebe wohl, geliebte Frau in Hamburg; ich drücke Dich im Geiste an mein Herz, so wie ich Dich höflich ersuche meinen Geist ebenfalls zu drücken. Küsse diesen Brief; ich küsse ihn auch — so küssen wir uns im Geiste — o es geht nichts über das Küssen! bis Oktober 1840 komme ich wieder nach Hamburg. Man hat mir gesagt, vom 7. bis 21. könntest Du mich erwarten. Gehe mir täglich entgegen! O, es geht nichts über das Entgegengehen! Ich bringe Dir schon etwas mit. Dir und dem Fritze. Und was denn? fragt ihr; Antwort: Einen Neger! Er will Hausknecht bei mir werden. So ein Kerl ist alles gewohnt. Das kommt billig. Hm! Was sagst Du zu dieser Idee? O, es geht nichts über den Neger! Morgen werde ich die Wasserfälle des Schnylkill sehen. Ich sehe mir alles an in Neu-York und Amerika. Der Schnylkill soll ein charmanter Mann sein. Habe auf die Glasperlen acht, die aus Böhmen verschrieben sind. Schreibe bald! Blos an Deinen Mann

Albert Flennauer in Neu-York,
Postrestante — o es geht nichts über — das Postrestante!
Neu-York, am 20. September 1839.

In Obernigk, einem kleinen schlesischen Dorfe im Trebnitzer Kreise, lebt folgendes Sprüchlein im Munde des Volkes.

Obernigk
Liegt zwischen Sorg und Kummernigk.
Wer sich will ernähren.
Muß suchen Pilz' und Beeren,
Und wer dieselben nicht kann finden,
Muß Besen binden.

Der berühmte Teller wurde einst von dem berühmten Prinzen Xaver von Sachsen gefragt, ob er Familie habe. O ja — antwortete Teller — das wäre eine schlechte Wirthschaft, in der sich nicht wenigstens ein halb Dutzend Tellerchen vorfände.

(Wortspiel.) Neulich trat eine Magd, ein Viertel-Pfund Bonbons zu holen beauftragt, in eine Conditorei, und verlangte ganz treuherzig: ein Viertel-Pfund bon ton.

Ein Schlächterjunge schrieb an seinen Vater: Ich melde Ihnen, daß ich untergekommen bin. In einem Monat sind es sech's Wochen, seit dem ich mich zum Schlächterburschen erhoben habe. Mein Meister ist zufrieden mit mir. Er hat mich schon dreimal todtstechen lassen, und wenn ich mich gut halte, so wird er mich auch bald schlachten lassen.

O wie glücklich bin ich mit meiner Frau! rief ein Ehemann aus, in meinem Hause ist Alles in der schönsten Ordnung; wenn ich um Mitternacht aufstehe, so finde ich jedes Stück meiner Wäsche im Dunkeln. — Bei diesen Worten zog er statt des Schnupftuches eine Schlafhaube aus der Tasche, um sich damit den Schweiß abzuwischen.

Räthsel.

Setzt die Zweite die Erste sich auf, so ist das Ganze nicht mehr.

Billet an Bettina.

Lokal-Charade.

O, Du, die stets an Witz und Reichthum der Gedanken
An Liebreitz, Schwärmerei die kleine Erste ist,
Zu der hinauf sich alle meine Wünsche ranken
Um die in seel'gem Rausch mein Herz sich selbst vergißt;
Wer lieh dir jenen Reiz den diese Erste bietet,
Die sich im Wechsel stets mit ew'ger Jugend schmückt,
Die der Moment gebiert, der nächste nicht mehr hütet,
Und die im heitren Glanz so Jung als Alt entzückt,
Der strengen Herrscherin, die dreht sie selbst der Mode
Den Rücken vorwurfsvoll, sie gleich verdammt zum Tode?
O Du, für die allein nur meine Pulse schlagen,
Um die sich nur allein, all' meine Wünsche drehn,
O, wolle kalt mir nicht die süße Gunst versagen
Im Ganzen heute dir in's treue Aug' zu sehn:
Denn wie Columbus einst auf tück'schen Meereswogen,
Der Ferne sehnsuchtsvoll das Auge zugewandt,
Von Sturm und Meuterei fast rettungslos umzogen,
Als er mit lautem Ruf das Zweite endlich fand,
Vom seeligen Gefühl die Heldenbrust geweitet
Nach ihm, dem Letzten, froh die Arme ausgebreitet;
So breit' ich auch nach dir die Arme voll Entzücken,
Im Ganzen heute dich fest an mein Herz zu drücken.

— l —

Auflösung des Räthsels in Nro. 25.:

Agesilaus.

Hiezu eine Beilage.